

HERDERS
„JOURNAL MEINER REISE
IM JAHRE 1769”

DOOR

TH. C. VAN STOCKUM

MEDEDELINGEN DER KONINKLIJKE NEDERLANDSE
AKADEMIE VAN WETENSCHAPPEN, AFD. LETTERKUNDE

NIEUWE REEKS, DEEL 23, No. 13

1960

N.V. NOORD-HOLLANDSCHE UITGEVERS MAATSCHAPPIJ
AMSTERDAM

AANGEBODEN IN DE VERGADERING
VAN 13 JUNI 1960

Herders *Journal meiner Reise im Jahre 1769* ist bekanntlich das bedeutsamste Dokument zum Verständnis eines der wichtigsten Wendepunkte in seiner Entwicklung als Mensch, als Autor und als Denker. Einerseits bezeichnet es ja den Anfang seines Übergangs von dem Aufenhalt in Riga (1764–1769) über Strassburg (1770–1771) und Bückeburg (1771–1776) nach Weimar, andererseits bildet es das Bindeglied zwischen seinem frühen schriftstellerischen Werk (1766–1769) und den etwa 1770 einsetzenden Werken seiner beginnenden Reife. Denn rückwärts ist es deutlich verklammert mit den *Fragmenten über die neuere deutsche Literatur* (1766–1767), mit *Über Thomas Abbts Schriften* (dem sogenannten *Torso*, 1768) und den *Kritischen Wäldern* (1769), vor allem mit dem erst 1846 veröffentlichten *Vierten Wäldchen*.

Und nicht weniger deutlich nimmt es schon Gedanken vorweg, die dann in *Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit* (1773, gedr. 1774) und der *Plastik* (1774, gedr. 1778) und später in den *Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit* (1784–1791) ihre endgültige Formulierung gefunden haben. Selbstverständlich hat eine so bedeutsame Schrift eine äusserst umfangreiche Literatur hervorgerufen: keins der grösseren Werke über Herder geht an ihr vorbei und auch monographisch ist sie vielfach behandelt und kommentiert worden. Dass ich es dennoch wage, noch einmal einen Versuch zur Interpretation zu unternehmen, hat mehr als einen Grund. Erstens einmal will es mir vorkommen, dass manche Interpreten die Gedankengänge des Journals allzu gradlinig und rational dargestellt haben — charakteristisch dafür ist z.B. der betreffende — an sich ausgezeichnete — Abschnitt bei Kühnemann. Ein zweites Bedenken hängt damit eng zusammen: die unvermeidlichen Zitate sind vielfach allzu knapp bemessen und infolgedessen manchmal irreführend, indem sie durch ihre prägnante Kürze häufig eine scheinbare Klarheit vortäuschen und die wirkliche Dunkelheit und Ungreifbarkeit von Herders Darstellungsweise und Denkart verdecken. Und drittens möchte ich ausdrücklich Protest erheben gegen die, namentlich in den dreissiger Jahren grassierenden überspannt nationalistisch-chauvinistischen Deutungsversuche — ich denke dabei vor allem an die Doktorarbeit von Ruth Frank und die Einleitung von Kindermann.

Zum richtigen Verständnis des Reisejournals wird es nötig sein, uns erst einmal über die Veranlassung und die Art dieser mehr oder weniger fluchtartigen Reise Klarheit zu verschaffen und dazu ist eine kleine Digression ins rein Biographische unvermeidlich. Auf Hamanns Empfehlung hin war der zwanzigjährige Herder 1764 als Kollaborator an der Rigaer Domschule angestellt worden. Seine Lehr-

erfolge waren gut, die bedeutende Handelsstadt vermittelte ihm die nötige weltmännische Bildung, er wurde Mitglied der Freimaurerloge und alsbald, vor allem durch die freundschaftlichen Bemühungen des Grosskaufmanns Berens, ein allgemein geehrter Bürger. Aber das Predigeramt reizte ihn auch jetzt — er hatte in Königsberg Theologie studiert (1762–1764) und war im April 1765 zu Riga ordiniert worden — und nachdem er 1767 eine Berufung als deutscher Schulinspektor nach Petersburg abgelehnt hatte, wurde er zum pastor adjunctus ernannt und machte als solcher seine Sache so gut, dass er den Neid seiner älteren Kollegen erweckte. Allmählich aber begann die Last seines doppelten Amtes ihn zu drücken, die hartnäckig festgehaltene, aber bald durchschaute Anonymität seiner schriftstellerischen Arbeiten — er empfand sie wohl als nicht ganz adäquaten Ausdruck seines Willens und eigentlich eines Predigers unwürdig — bereitete ihm vielfach Unannehmlichkeiten, die durch seine Kontroverse mit dem Hallenser Philologen und Ästhetiker Klotz noch verschlimmert wurden, und Anfang 1769 entschloss er sich, Riga zu verlassen: der Mann und der Schriftsteller sehnt sich nach der Freiheit ¹⁾. Am 5. Mai kommt er um seine Entlassung ein, am 9. bekommt er sie, wobei ihm für die Zukunft eine Pfarrstelle und das Rektorat der kaiserlichen Ritterschule zu Riga zugesichert wurden, am 25. Mai 1769 verlässt er mit seinem Freunde Berens zu Schiff die Stadt. Der fluchtartige Charakter der Reise ist deutlich genug und wird im Journal, wo er wiederholt auf sein Unbehagen an der Rigaer Situation zu sprechen kommt, ausdrücklich bestätigt: „Ein grosser Teil unsrer Lebensbegebenheiten hängt wirklich vom Wurf von Zufällen ab. So kam ich nach Riga, so in mein geistliches Amt, und so ward ich desselben los, so ging ich auf Reisen. Ich gefiel mir nicht als Gesellschafter, weder in dem Kreise, da ich war, noch in der Ausschliessung, die ich mir gegeben hatte. Ich gefiel mir nicht als Schullehrer; die Sphäre war für mich zu enge, zu fremde, zu unpassend, und ich für meine Sphäre zu weit, zu fremde, zu beschäftigt. Ich gefiel mir nicht als Bürger, da meine häusliche Lebensart Einschränkungen, wenig wesentliche Nutzbarkeiten und eine faule, oft ekle Ruhe hatte. Am wenigsten endlich als Autor, wo ich ein Gerücht erregt hatte, das meinem Stande ebenso nachteilig als meiner Person empfindlich war. Alles also war mir zuwider. Mut und Kräfte genug hatte ich nicht, alle diese Missituationen zu zerstören und mich ganz in eine andere Laufbahn hineinzuschwingen. Ich musste also reisen; und da ich an der Möglichkeit hiezu verzweifelte, so schleunig, übertäubend und fast abenteuerlich reisen, als ich konnte. So war's“ ²⁾. „Auf der Erde ist man

¹⁾ K. Stavenhagen, Herder in Riga, Riga 1925.

²⁾ M. 287; vgl. 289.

an einen toten Punkt angeheftet und in den engen Kreis einer Situation eingeschlossen. Oft ist jener der Studierstuhl in einer dumpfen Kammer, der Sitz an einem einförmigen, gemieteten Tische, eine Kanzel, ein Katheder — oft ist diese eine kleine Stadt, ein Abgott von Publikum aus dreien, auf die man horchet, und ein Einerlei von Beschäftigung, in welche uns Gewohnheit und Anmassung, stossen. Wie klein und eingeschränkt wird da Leben, Ehre, Achtung, Wunsch, Furcht, Hass, Abneigung, Liebe, Freundschaft, Lust zu lernen, Beschäftigung, Neigung — wie enge und eingeschränkt endlich der ganze Geist. Nun trete man mit einmal heraus, oder vielmehr ohne Bücher, Schriften, Beschäftigung und homogene Gesellschaft werde man herausgeworfen — welch eine andre Aussicht! Wo ist das feste Land, auf dem ich so feste stand? und die kleine Kanzel und der Lehnstuhl und das Katheder, worauf ich mich brüstete? wo sind die, für denen ich mich fürchtete, und die ich liebte?“¹⁾

Am 25. Mai fing also die Seefahrt an, am 17. Juni wurde Kopenhagen erreicht, wo Herder gern die Reise unterbrochen hätte, um sich mit Klopstock über dessen „Messias“, seine religiösen Ansichten und seine Metrik und mit Gerstenberg über die „Schleswigschen Literaturbriefe“ und die Barden- und Skalden-Lyrik zu unterhalten. Berens jedoch, dessen Reiseziel Frankreich war, hat ihn überredet, die Schifffreise direkt fortzusetzen, und im Journal lesen wir: „Wie gut wäre es gewesen, mich bei Kopenhagen zu debarkieren! — ich gab mein Wort, ohne dass ich selbst wollte, und ohne dass ich sagen kann, ein anderer habe mich dazu gezwungen — und so ward mein ganzer Plan vereitelt.“²⁾ So erreicht er am 15. Juli Nantes, wo er bei dem mit Berens befreundeten Kaufmann Babut einige Monate wohnt, am 8. November ist er in Paris, im Dezember in Brüssel und Antwerpen, erlebt auf dem Wege nach Amsterdam einen Schiffbruch und trifft im Februar 1770 in Hamburg ein, wo er mit Lessing und Claudius verkehrt. Aber so weit reicht das Journal nicht: es ist offenbar gegen Ende des Jahres 1769 in Frankreich geschrieben worden.

Und zwar keineswegs im Sinne einer Reisebeschreibung: wer in diesem Reisetagebuch konkrete Reiseeindrücke, Landschaftsschilderungen oder ethnographische Beobachtungen erwartet, wird sich in seinen Hoffnungen betrogen sehen. Es ist zwar keine „Voyage autour de ma chambre“, aber denn doch eine ausgesprochene „Sentimental Journey“, ein Ausflug in die Tiefen des eigenen Innern: „und was gibt ein Schiff, das zwischen Himmel und Meer schwebt, nicht für eine weite Sphäre zu denken! Alles gibt hier dem Gedanken Flügel und Bewegung und weiten Luftkreis! Das flatternde Segel, das immer wankende Schiff, der rauschende Wellenstrom, die

¹⁾ M. 291f..

²⁾ M. 391f..

fliegende Wolke, der weite, unendliche Luftkreis!“¹⁾ Schon der bescheidene Ansatz zur Schilderung des Eindrucks der dänischen Küste: „Ich erinnere mich noch der himmlischen Nächte, die ich vor Kopenhagen hatte, der schönen Tage, da wir die Jagdschlösser des Königs und seine Flotte vorbeizogen, der schönen Abende, da wir seine Gesundheit im letzten guten Rheinwein trunken“.²⁾ fällt mehr oder weniger aus dem Rahmen.

Und in diesem eigenen Innern sieht es wenig erfreulich aus. Herder hat offenbar die Empfindung, dass sein ganzes bisheriges Leben ein durchaus verfehltes sei, eine einzige Frustration, und dass diese Reise vielleicht die einzige Möglichkeit biete, seine latent vorhandenen Kräfte und Gaben doch noch zu entbinden: „Ich beklage mich, ich habe gewisse Jahre von meinem menschlichen Leben verloren; und lag's nicht bloss an mir, sie zu geniessen? Bot mir nicht das Schicksal selbst die ganze fertige Anlage dazu? — Ich hätte meine Jahre geniessen, gründliche, reelle Wissenschaft kennen und alles anwenden gelernt, was ich lernte. Ich wäre nicht ein Tintenfass von gelehrter Schriftstellerei, nicht ein Wörterbuch von Künsten und Wissenschaften geworden, die ich nicht gesehen habe und nicht verstehe; ich wäre nicht ein Repositorium voll Papiere und Bücher geworden, das nur in die Studierstube gehört. — Welch ein andres Gebäude einer andern Seele! Zart, reich, sachenvoll, nicht wortgelehrt, munter, lebend wie ein Jüngling, einst ein glücklicher Mann, einst ein glücklicher Greis! — O Gott, — ist's allein zum Ganzen oder auch zur Glückseligkeit des Einzelnen nötig gewesen, dass es Seelen gebe, die durch eine schüchterne Betäubung gleichsam in diese Welt getreten, nie wissen, was sie thun und thun werden, nie dahin kommen, wo sie wollen und zu kommen gedachten, nie da sind, wo sie sind, und nur durch solche Schauer von Lebhaftigkeit aus Zustand in Zustand hinüberrauschen und staunen, wo sie sich finden? Wenn, o Gott, du Vater der Seelen, finden diese Ruhe und philosophischen Gleichschritt?“³⁾; „So lernte ich ganz mein Leben brauchen, nutzen, anwenden; kein Schritt, Geschichte, Erfahrung wäre vergebens, nichts unfruchtbar; alles würde Hebel, mich weiter fortzubringen. Dazu reise ich jetzt, dazu will ich mein Tagebuch schreiben, dazu will ich Bemerkungen sammeln, dazu meinen Geist in eine Bemerkungslage setzen, dazu mich in der lebendigen Anwendung dessen, was ich sehe und weiss, was ich gesehen und gewesen bin, üben! Wie viel habe ich zu diesem Zwecke an mir aufzuwecken und zu ändern! Mein Geist ist nicht in der Lage zu bemerken, sondern eher zu betrachten, zu grübeln!“⁴⁾

¹⁾ M. 291.

²⁾ M. 391.

³⁾ M. 289–291.

⁴⁾ M. 311.

Und die pessimistische, fast neurotische Seelenlage, die diesen Äusserungen zugrunde liegt, steigert sich noch gegen Ende des Journals: „Womit habe ich's in meinem vergangenen Zustande verdient, dass ich nur bestimmt bin, Schatten zu sehen, statt wirkliche Dinge mir zu erföhlen? Ich geniesse wenig, d.i. zu viel, im Übermass, und also ohne Geschmack; der Sinn des Geföhls und die Welt der Wollüste — ich habe sie nicht genossen; ich sehe, empfinde in der Ferne, hindere mir selbst den Genuss durch unzeitige Präsumption und durch Schwäche und Blödigkeit im Augenblick selbst. In der Freundschaft und Gesellschaft zum voraus unzeitige Furcht oder übergrosse fremde Erwartung, von denen jene mich im Eintritt hindert, diese mich immer trügt und zum Narren macht. Überall also eine aufgeschwellte Einbildungskraft zum voraus, die vom Wahren abirrt und den Genuss tötet, ihn matt und schläfrig macht und mir nur nachher wieder fühlen lässt, dass ich ihn nicht genossen, dass er matt und schläfrig gewesen. — So bei der Lektüre, wie walle ich auf, ein Buch zu lesen, es zu haben! und wie sinke ich nieder, wenn ich's lese, wenn ich's habe! Wie viel auch selbst der besten Autoren habe ich durchgelesen, bloss der Wahrheit ihrer Kenntnisse wegen, in der Illusion ihres Systems, in der Fortreissung ihres Ganzen, bloss des Inhalts wegen, ohne Niedersinken und Ermatten! So lebe ich, so entwerfe ich, so arbeite ich, so reise ich, so schreibe ich, so bin ich in allem!“¹⁾ „Nach den ersten Eindrücken meiner Erziehung hat sich viel von meiner Denkart, von der Bestimmung zu einem Stande, vielleicht auch von meinem Studieren, meinem Ausdruck u.s.w. gerichtet. Was kann aus einer in Geschichte, Kunst, Wissenschaft und Religion gotisch verdorbnen Jugendseele werden?“²⁾ „So geht's allen Vielbelesnen und Zuviellesenden, die nicht Gelegenheit haben, das, was sie gelesen, einmal stark und lebendig zu wiederholen, oder die nicht Lebhaftigkeit gnug haben, zu lesen, als ob man sähe, fühlte, selbst empfände oder anwendete, oder endlich, die durch zu überhäuftes, schwächliches, zerstreutes Lesen sich selbst aufopfern! So geht's mir“³⁾

Erwartet, erhofft er also von der Reise einen allgemeinen psychischen Umbruch, eine „metanoia“, in zweierlei Hinsicht hat ihm gerade die Seefahrt konkrete neue Einsichten vermittelt. Zunächst einmal die Notwendigkeit der — auf jedem Schiffe und vielleicht auch anderswo unentbehrlichen — strengen Disziplin: „Das Schiff ist das Urbild einer sehr besondern und strengen Regierungsform. Da es ein kleiner Staat ist, der überall Feinde um sich siehet, Himmel, Ungewitter, Wind, See, Strom, Klippe, Nacht, andre

¹⁾ M. 405f..

²⁾ M. 416.

³⁾ M. 421; vgl. 396–398.

Schiffe, Ufer, so gehört ein Gouvernement dazu, das dem Despotismus der ersten feindlichen Zeiten nahekommt. Hier ist ein Monarch und sein erster Minister, der Steuermann; alles hinter ihm hat seine angewiesenen Stellen und Ämter, deren Vernachlässigung und Empörung insonderheit so scharf bestraft wird.“¹⁾ Und — ebenfalls als Folge dieser immer drohenden, feindlichen Umwelt — entwickelt sich vor Herders Augen der „Glaube“, Aberglaube, Wunderglaube, Mythologie und Religion; zunächst bei den Schiffsleuten, dann aber wohl auch beim Menschen überhaupt.¹⁾

Charakteristisch für Herders überwiegend didaktische Veranlagung ist die Tatsache, dass sich sein Unbehagen an der eigenen bisherigen Entwicklung fast unmittelbar ins Pädagogische transponiert: die in seiner Zeit vorherrschende Kultur des Intellektualismus, der Reflexion, das gelehrte Wortwissen, die tote, praktisch untätige Gelehrsamkeit die die höheren Lehranstalten durchaus beherrschen, will er umwandeln in eine neue Form der *vita activa*, in ein lebendiges, sinnlich vermitteltes und aktives Sachwissen — er rückt dadurch in die Nähe Rousseaus und nimmt schon gewisse Gedankenreihen Pestalozzis vorweg. Das ganze Journal steht im Zeichen dieses fruchtbaren Gegensatzes, wobei schon ganz im Anfang der Übergang vom Persönlichen ins Pädagogische besonders deutlich wird: „so ward ich Philosoph auf dem Schiffe — Philosoph aber, der es noch schlecht gelernt hatte, ohne Bücher und Instrumente aus der Natur zu philosophieren. — Philosoph der Natur, das sollte dein Standpunkt sein mit dem Jünglinge, den du unterrichtest! Stelle dich mit ihm aufs weite Meer und zeige ihm Fakta und Realitäten, und erkläre sie ihm nicht mit Worten, sondern lass ihn sich alles selbst erklären.“³⁾ Der zentrale Gegensatz aber — Worte — Sprache — Bücher gegenüber Tatsachen — Sinnen — Erfahrung — wird im Journal in immer neuen Wendungen abgewandelt und uns unermüdlich nachdrücklich eingehämmert: „Die ganze äussere Gestalt der Welt, in deren Mitte das lernende Kind steht, wird erklärt. — Das wird ihn zu keinem Fremdlinge in der Welt machen, wo er ist, ihm keine unverständenen Ideen lassen, die er sonst mit Sprache und Gewohnheit lernt, ihn aufwecken, selbst zu betrachten, und überhaupt dem grossen Zwecke nach-eifern, ihm das zu erklären oder ihm die Erklärung von alledem finden zu lehren, was ihm die Sprache als Vorurteil einprägte. — Eifer, nicht bloss akademisch toter Erklärungen, sondern lebendiger, lebendiger Kenntnisse, das erweckt die Seele. Das gibt Lust zu

¹⁾ M. 298.

²⁾ M. 299–305.

³⁾ M. 293.

lernen und zu leben; das hebt aus der Einschläferung der Sprache.¹⁾ „Ein Kind lernt tausend Wörter, Nuancen von Abstraktionen, von denen es durchaus keinen Begriff hat; tausend andre, von denen es nur halben Begriff hat. In beiden wird's gequält, seine Seele abgemattet und auf lebenslang alt gemacht. Das ist der Fehler der Zeit, in der wir leben; man hat lange vor uns eine Sprache erfunden, tausend Generationen vor uns haben sie mit feinen Begriffen bereichert; wir lernen ihre Sprache, gehen in zwei Minuten durch, was sie in Jahrhunderten erfunden und verstehen gelernt; lernen damit nichts, veralten uns an Grammatiken, Wortbüchern und Diskursen, die wir nicht verstehen, und legen uns auf Zeitlebens in eine üble Falte. — Das Lernen Lust und Ergötzen; üben, sehen, neu sehen, Wunderdinge sehen, welche Lust, welche schöne Jugend! Hier ein Plan, was und wie sie in allen Wissenschaften hindurch zu lernen hat, um immer jung zu sein, ist Verdienst der Menschheit. Umgekehrt aber: sehet die elenden Schüler, die in ihrem Leben nichts als Metaphysik an Sprache, schönen Künsten und Wissenschaften und allem nichts als Metaphysik lernen! sich an Dingen zermartern, die sie nicht verstehen! Über Dinge disputieren, die sie nicht verstanden haben! — In solchen Wust von Nominalbegriffen, Definitionen und Lehrbüchern ist unsre Zeit gefallen; drum liefert sie auch nichts Grosses; drum erfindet sie auch nichts. — Die Jugend der menschlichen Seele in Erziehung wiederherzustellen, o welch ein Werk!“²⁾; „Wir werden durch Worte und das Lernen fremder allgemeiner Begriffe so erstickt, dass wir nicht auf sie (= die Phänomene) merken, wenigstens nicht mit dem ganzen Feuer auf sie merken können. Die rührendsten Auftritte der Natur sind bei uns weg. Wir bekommen also nur schwache, monotone Stösse; unsre jugendlichen Sensationen sagen wenig unsrer Seele; diese erstirbt. O gebet mir eine unverdorbn, mit Abstraktionen und Worten unerstickte Jugendseele her, so lebendig, als sie ist, und setzet mich denn in eine Welt, wo ich ihr alle Eindrücke geben kann, die ich will; wie soll sie leben!“³⁾

Besonders nachdrücklich weist Herder dabei auf Wert und Bedeutung der sinnlichen Erfahrung hin und zwar auf die Wahrnehmung mittels aller Sinne, nicht bloss des Gesichtssinns: „Man verliert seine Jugend, wenn man die Sinne nicht gebraucht. Eine von Sensationen verlassene Seele ist in der wüstesten Einöde und im schmerzlichsten Zustande der Vernichtung. Nach langen Abstraktionen folgen oft Augenblicke dieses Zustandes, die verdriesslichsten im Leben. Der Kopf wüste und dumm, keine Gedanken und

¹⁾ M. 318f.

²⁾ M. 411–413.

³⁾ M. 415.

keine Lust, sich zu beschäftigen, sich zu vergnügen. Das sind Augenblicke der Hölle, eine völlige Vernichtung, ein Zustand der Schwäche bis auf den Grad, was zu begehren.“¹⁾; „Lehrer! in Philosophie, Physik, Ästhetik, Moral, Theologie, Politik, Historie und Geographie kein Wort ohne Begriff, kein Begriff präokkupiert! so viel, als in der Zeit eine menschliche Seele von selbst fassen kann, und das sind in der Jugend nichts als Begriffe durch Sinne!“²⁾; „Alle seine Sinne zu gebrauchen. Das Gefühl (= der Tastsinn) z.E. schläft bei uns, und das Auge vertritt, obgleich manchmal nur sehr unrecht, seine Stelle. — Ohne Körper ist unsre Seele im Gebrauch nichts; mit gelähmten Sinnen ist sie selbst gelähmt, mit einem muntern, proportionierten Gebrauch aller Sinne ist sie selbst munter und lebendig. — Das ist der Weg, Originale zu haben, nämlich sie in ihrer Jugend viele Dinge und alle für sie empfindbare Dinge ohne Zwang und Präokkupation auf die ihnen eigne Art empfinden zu lassen. Jede Empfindung in der Jugendseele ist nicht bloss, was sie ist, Materie, sondern auch aufs ganze Leben Materie; sie wird nachher immer verarbeitet; und also gute Organisation, viele starke, lebhaft, getreue, eigne Sensationen auf die dem Menschen eigenste Art sind die Basis zu einer Reihe von vielen starken, lebhaften, getreuen, eignen Gedanken, und das ist das Originalgenie. — Man gebrauche seine Sinne, um von allem Begriffe der Wahrheit zu bekommen.“³⁾

Allerdings ertappen wir Herder im Zusammenhang dieses Gedankenkomplexes einmal auf einer höchst kuriosen Inkonsequenz. Auf eine Variante seines Grundgedankens: „es wird Hauptzweck, dem Knaben von alledem lebendige Begriffe zu geben, was er sieht, spricht, genießt, um ihn in seine Welt zu setzen und ihm den Genuss derselben auf seine ganze Lebenszeit einzuprägen. Mit einem solchen Anfange wird er nie der Wissenschaften und noch weniger des Lebens überdrüssig werden, nie seine Schulzeit beklagen, sich nie in einer andern Welt geboren zu sein wünschen, weil ihm durch keine andre der Kopf verrückt ist und die seinige sein erster Horizont wurde. Schöne Klasse, die erste und beste, den menschlichen Geist zu bilden, — Sie verschliesst auf immer den faulen, morastigen Weg, auf Wörter, *Bücher* und Urteile anderer stolz hinzutreten und ewig ein schwatzender Unwissender zu bleiben.“ lässt er unmittelbar folgen: „O wäre ein solches *Buch* geschrieben!“⁴⁾. Dass es sich hier nicht um eine zufällige Entgleisung handelt, beweist seine Stellungnahme zum eigenen schriftstellerischen Werk. Nachdem er nicht ohne Pathos ausgerufen hat: „o hätte ich doch keine

¹⁾ M. 410.

²⁾ M. 412.

³⁾ M. 413–415.

⁴⁾ M. 320 (Kursivierung von mir).

kritische Wälder geschrieben! — Ich will mich so stark als möglich vom Geist der Schriftstellerei abwenden und zum Geist zu handeln gewöhnen!“¹⁾ erwägt er fernerhin seelenruhig, soweit dieses Wort überhaupt auf Herder anwendbar ist, eine Umarbeitung, bzw. Fortsetzung eben dieser *Kritischen Wälder!*²⁾ Wir haben es hier keineswegs mit einem gelegentlichen Widerspruch zu tun, sondern mit einem in gewissem Sinne tragischen Bruch in Herders seelischer Struktur: er ist eben nicht der Mann der Tat, auch der pädagogischen Tat, der er zu sein wünscht, sondern seiner ganzen Anlage nach ein Grübler, ein Gelehrter und — ein Schriftsteller.

Dass er sich in seinen Ansichten über Pädagogik vielfach mit Rousseau berührt — man darf hier ruhig von einem Einfluss Rousseaus sprechen —³⁾ wurde uns schon früher deutlich und wird durch das Journal ausdrücklich bestätigt. Als er von dem Plan zu einem „Buch zur menschlichen und christlichen Bildung“ träumt, spricht er von „Regeln und Anmahnung, sich an Leib und Geist so auszubilden, als man kann“, und fügt dann gleich hinzu: „Dies erst an sich, und so weit ist Rousseau ein grosser Lehrer!“⁴⁾ und in anderem Zusammenhang begeistert er sich dafür „den menschlich wilden Emil des Rousseau zum Nationalkinde Livlands zu machen.“⁵⁾ Und wo er sonst Rousseau im Vorübergehen erwähnt, geschieht das meistens im Sinne einer positiven Würdigung.⁶⁾ Nur in einer Hinsicht ist der Pädagoge Herder nicht mit seinem grossen Vorgänger einverstanden: als Schulmann teilt er nicht dessen Ideal der Privaterziehung, ohne dies übrigens im Journal eigens zu betonen. Geschichtsphilosophisch ist er geneigt, das „goldene Zeitalter“ des glückseligen Naturzustandes, das übrigens auch bei Rousseau nicht so absolut gemeint ist, wie es den Anschein hat⁷⁾, für eine Fiktion zu halten: „Das menschliche Geschlecht hat in allen seinen Zeitaltern, nur in jedem auf andre Art,

1) M. 361.

2) M. 377; 380; 388; 407.

3) O. Hänsel, Der Einfluss Rousseaus auf die philosophisch-pädagogischen Anschauungen Herders, Diss. Leipzig 1902.

4) M. 314.

5) M. 316.

6) M. 317; 325; 333; 343; 353; 365; 366.

7) So heisst es z.B. im ersten Entwurf zum „Contrat Social“: „La douce voix de la nature n'est plus pour nous un guide infaillible, ni l'indépendance que nous avons recue d'elle, un état désirable; la paix et l'innocence nous ont échappé pour jamais, avant que nous en eussions goûté les délices. Insensible aux stupides hommes des premiers temps, échappée aux hommes éclairés des temps postérieurs, l'heureuse vie de l'âge d'or fut toujours un état étranger à la race humaine,“; vgl. A. O. Lovejoy, The supposed Primitivism of Rousseau's Discourse on Inequality (1923), in *Essays in the History of Ideas*, Baltimore 1948, 14–37.

Glückseligkeit zur Summe; wir in dem unsrigen schweifen aus, wenn wir wie Rousseau Zeiten preisen, die nicht mehr sind und nicht gewesen sind, wenn wir aus diesen zu unserm Missvergnügen Romanbilder schaffen und uns wegwerfen, um uns nicht selbst zu geniessen. ¹⁾ Was er bezüglich der Schiffsdisziplin von den „ersten feindlichen Zeiten“ sagte, hat uns bereits die Vermutung nahegelegt, dasz er Rousseaus Kulturpessimismus nicht teile. Und Herder hat noch etwas anderes gegen ihn auf dem Herzen: seinen Stil. Was er dagegen einzuwenden hat, ist vor allem seine gewollte Paradoxie, seine Geistreichelei, seine verbale Neuerungssucht und — in Herders Mund ein kurioser Vorwurf — sein Enthusiasmus: „bei Rousseau muss alles die Wendung des Paradoxen annehmen, die ihn verdirbt, die ihn verführt, die ihn gemeine Sachen neu, kleine gross, wahre unwahr, unwahre wahr machen lehrt. Nichts wird bei ihm simple Behauptung, alles neu, frappant, wunderbar; so wird das an sich Schöne doch übertrieben, das Wahre zu allgemein und hört auf, Wahrheit zu sein.“ ²⁾; „So sehr Rousseau gegen die Philosophen ficht, so sieht man doch, dass es auch ihm nicht an Richtigkeit, Güte, Vernunft, Nutzbarkeit seiner Gedanken gelegen ist, sondern an Grösse, Ausserordentlichem, Neuen, Frappanten. Wo er dies finden kann, ist er Sophist und Verteidiger.“ ³⁾ Er will Rousseau nur gelten lassen, „wo er nicht paradox und enthusiast ist.“ ⁴⁾ Vergleichbare Bedenken hat er übrigens gegen die Schreibart Montesquieus, auf den er sonst vielfach in lobendem Sinne Bezug nimmt ⁵⁾, während er auch seiner Lehre nicht ohne Kritik gegenübersteht: „Montesquieu endlich selbst, ist er ganz frei vom faux-brillant? Man sehe, wie oft er in der Übersetzung unkenntlich ist und es zum Teil sein muss, der Güte und Fehler seiner Sprache halben. Ganz frei vom falsch Philosophischen? noch minder! und seine Übersetzung in unsre philosophischere Sprache ist hier noch mehr Zeugin. — Selbst seine Grundsätze sind wahr, fein, schön, aber nicht vollständig und einer unendlichen Mischung unterworfen.“ ⁶⁾; „Die Alten kannten dies Ding der galanten Verschiebungen nicht. Wie oft ist Montesquieu in Verlegenheit, wenn er seinen Perser [in den *Lettres Persanes*, 1721] französische Wendungen machen lässt oder ihn orientalisch will reden lassen und also dieser Wendungen entsagen muss. — Und doch ist Montesquieu der vielleicht, der unter allen Franzosen am meisten vom seinen Freunden, den Römern und Orientalern gelernt hat.“ ⁷⁾

¹⁾ M. 309.

²⁾ M. 370f..

³⁾ M. 381; vgl. 380f.; 383.

⁴⁾ M. 401.

⁵⁾ M. 288; 316; 327; 331; 353; 355; 365; 366; 369; 373; 375; 380; 388.

⁶⁾ M. 372.

⁷⁾ M. 385; vgl. 373f. (gegen den „Esprit des Lois“, 1748); 383; 401.

Besonders merkwürdig ist die reservierte und hyperkritische Haltung, die Herder im Journal gegenüber Diderot annimmt, dem er doch so vieles verdankt und den er auch im Dezember 1769 in Paris irgendwie, wenn auch nur oberflächlich, kennen gelernt hat¹⁾. Schon in den *Fragmenten* (1766-1767; I, 12 und II, 4A) ist der Einfluss von dessen *Lettre sur les sourds-muets* (1751) unverkennbar und die Würdigung des Tastsinns schon im 4. *Kritischen Wäldchen* (1769) beweist seine Bekanntschaft mit der *Lettre sur les aveugles* (1749). Und in Nantes greift er sofort nach dem *Éloge de Richardson* (1761)²⁾, während er Diderots beide Dramen, den *Fils naturel* (1757) und den *Père de famille* (1758) sowie die dazugehörigen dramaturgischen Abhandlungen nach dem Zeugnis des *Abbt-Torsos* (1769) schon früher gelesen haben muss; letzteres Stück hat er übrigens auch im Herbst 1769 auf der Pariser Bühne gesehen. Den Dramatiker und Dramaturgen Diderot lässt er nun freilich auch in den „Einzelnen Blättern zum Journal“ gelten: „Welche Schule der Sitten ist in der Welt besser als Theater! Hier, wo Laster und Tugenden, Narren und Bösewichter, Tugendhafte und Helden in Person, im Bilde, im Leben in Aktion, in Geschichte erscheinen! für Auge, Ohr, Seele, Illusion! — O, was für nützlichere Sache, als dem Theater mehr Illusion zu verschaffen? — Wer das thut, der arbeitet für die Menschheit. — Wird eine Zeit kommen, da man Klöster und Kanzeln zerstören wird und das Theater säubern und zu aller Illusion bringen? und honette Komödien von jeder andren unterscheiden? und ihr und ihren Akteurs einen eignen Namen geben? und sie ganz absondern? — Ein Monarch muss anfangen und eine solche Akademie der Sitten stiften; aber ja, dass sie nichts mit den Possen und dem Abenteuerlichen gemein habe, sonst ist alles verloren. O könnte ich dazu was beitragen! Ich will wenigstens Diderots Stimme verstärken!“³⁾ Aber das ist auch die einzige positive Note.

Denn dem Diderot der groszen *Encyclopédie*, von der 1765 schon siebzehn Bände erschienen waren, ist Herder offenbar spinnefeind: „Alsdenn muss man die Diderotschen — Politiker (= Mitarbeiter an der *Encyclopédie*) widerlegen oder, da dies im Geist unsrer Zeit, da der Anti-Rousseauianism herrscht, zu einer Fabel wird und noch zu früh auch für Nutzen und Ausführung wäre, bei sich das Bessere denken. — Jetzt macht man schon Encyclopädien; ein d’Alembert und Diderot selbst lassen sich dazu herunter; und eben dies Buch, was den Franzosen ihr Triumph ist, ist für mich

¹⁾ Brief an Hartknoch, Dezember 1769.

²⁾ Brief an Hartknoch vom 4-15. August 1769; an Hamann, Ende August 1769.

³⁾ M. 426.

das erste Zeichen zu ihrem Verfall.“¹⁾ Und wenn er sich die Frage vorlegt, welche Franzosen ihm etwa wichtig sein könnten, heisst es sogar: Wie viel grosse Leute gibt's denn, die für mich so merkwürdig sind? Etwa einen Wille, und wird der nicht vielleicht bloss Künstler sein? Einen Diderot, und hat der sich nicht vielleicht schon ausgelebt?“²⁾ Ausgelebt! Herder ist offenbar ein schlechter Prophet, oder vielmehr ein Lügenprophet, ein richtiger pseudomantis: noch 1769 erscheinen der *Entretien entre Dalember et Diderot* und *Le rêve de Dalember* und nacher noch — um nur Wesentliches zu nennen — *Supplément au voyage de Bougainville* (1772), *Paradoxe sur le comédien* (1773) und *Jacques le fataliste et son maître* (1773-1775) !

Der Kern dieser etwas nörgelnden Kritik — nicht bloss gegenüber Diderot — liegt, wie das schon sein Urteil über die „Encyclopédie“ andeutet, in seiner prinzipiellen Ablehnung der französischen Kultur, für deren Schattenseiten er, wie Lessing, einen schärferen Blick hatte als für ihre Vorzüge. Seine Hauptbedenken gelten der Unnatur, der Künstlichkeit, der Konventionalität, dem galanten Anstand — Herder nennt es meist Wohlstand oder Politesse — ihrer Umgangsformen und ihrer Sprache und dem überheblichen Rationalismus ihres Denkens: „Der Weise geht auf seinen Wege fort, die menschliche Vernunft aufzuklären, und zuckt nur denn die Achseln, wenn andre Narren von dieser Aufklärung als einem letzten Zwecke, als einer Ewigkeit reden. — Alle Aufklärung ist nie Zweck, sondern immer Mittel; wird sie jenes, so ist's Zeichen, dass sie aufgehört hat, dieses zu sein, wie in Frankreich — Der Geschmack an Encyclopädiën, an Wörterbüchern, an Auszügen, an „Geist der Schriften“ zeigt den Mangel an Originalwerken. Und da die Franzosen von [der Wortschönheit] so viel und alles machen, Ausdruck und überhaupt Kleid des Gedankens alles ist, da die Deutschen so sehr von den Wendungen und dem Lieblingsstaat der Franzosen abgehen und doch, die so verachteten Deutschen! doch gelesen werden - so ist dies ein grosses Kennzeichen von der Armut, von der demütigen Herabkunft des Landes. — die grosse Ernte ist vorbei.³⁾ „Die Galanterie ist daher so fein ausgebildet unter diesem Volk als nirgends sonst. Immer bemüht, nicht Wahrheit der Empfindung und Zärtlichkeit zu schildern, sondern schöne Seite derselben, Art, sich auszudrücken, Fähigkeit, erobern zu können, ist die Galanterie der französischen Romane und die Koketterie des französischen Stils entstanden, der immer zeigen will, dass er zu leben und erobern weiss. — keine Nation kan besser, feiner, genauer, reicher schildern

¹⁾ M. 364f..

²⁾ M. 393.

³⁾ M. 364-367.

als diese; nur immer wird diese Schilderung mehr zeigen, dass sie schildern können, dass sie Erziehung haben, dass sie nicht grob wie Deutsche sind, als die Sprache des Sturms der Wahrheit und Empfindung sein. Die Galanterie ist nichts weniger als die Sprache des Affekts und der Zärtlichkeit, aber des Umgangs, und ein Kennzeichen, dass man die Welt kenne. — Jeder wird von seiner Ehre, von Honnêteté u.s.w. sprechen und sich hierüber so wohl und oft so fein, so delikate ausdrücken, dass man sich wundert. Hierin ist sie Muster, und es wäre eine vortreffliche Sache, vom Geist, vom Wohlstande, von der Ehre, von der Höflichkeit der französischen Sprache und ihrer Kultur zu schreiben. Aber nun umgekehrt: wo ist Genie? Wahrheit? Stärke? Tugend?“¹⁾; „Die griechische Sprache hat ebensowenig von diesen Wendungen des blossen Wohlstandes gewusst, wie es ihre Sprache der Liebe, des Umganges, des Affekts, der Briefe, der Reden zeigt. Daher der jämmerliche Unterschied, wenn Euripid und Racine seine griechischen Liebhaber, wenn Corneille und Sophokles seine Helden sprechen lässt — bei den Griechen ist alles Sinn, bei dem Franzosen alles loser, gewandter Ausdruck.“²⁾

Und noch einmal, mit besonderem Nachdruck zusammengeballt: „Woher ist aber dieser Geist des Wohlstandes bei den Franzosen entstanden? Aus dem Genie der Nation? die, wie Saintfoix will, schon als Barden das schöne Geschlecht ehrten und schon zu Julius Cäsars Zeiten leichtsinnig und Tänzer waren? Alsdenn aus dem Feudalgeist der alten Franken! wo hier die Gesetze der Ehre und der Monarchie für Montesquieu sich herleiten, da hier die Gesetze der Ehre in der Sprache! Alsdenn aus dem spanisch-italienischen Geschmack, der vor dem Jahrhundert Ludwigs die Welt beherrschte! Alsdenn aus dem Hofgeschmack Ludwigs, der die Teniers aus seiner Stube hinwegroch, und bei dem vieles aus seinem jugendlichen Romangeist erklärt werden kann. Und endlich aus dem einmaligen Ton, in den sich die Nation gesetzt hat, und auf welchen sie andre Nationen besuchen, um ihre Höflichkeit zu sehen und zu lernen. Mit diesem Geist des Wohlstandes geht aber den Franzosen das meiste innre Gefühl weg! — So die Generosité des Franzosen! Sie ist Politesse, selten reelle, gründliche Freundschaft, Einlassung in die Situation des andern. — Das wahre Lachen ist überdem aus der feinen neuen französischen Komödie so glücklich ausgestorben als der wahre Affekt von ihrem Trauerspiel. Alles wird Spiel, Schluchsen, Händeringen, Deklamieren, Szene, Bindung der Szenen u.s.w. Von diesem letzten und von dem, was

¹⁾ M. 381–383.

²⁾ M. 386.

Wahrscheinlichkeit des Orts, Zeit u.s.w. ist, haben sie ein Gefühl, von dem der Deutsche weniger, der Engländer nichts fühlt.“¹⁾

Vor allem diese franzosenfeindlichen Äusserungen sind es, die man als Kronzeugen für seinen extremen Nationalismus, leise bedauernd oder laut einstimmend, aufgerufen hat. Wie mir scheint, nur halb mit Recht. Denn dieser Nationalismus ist keineswegs blinder Chauvinismus, sondern eher defensiver Patriotismus, Furcht namenlich vor Kulturüberfremdung, eine Gesinnung, die er wiederum mit Lessing teilt, und die auch die briefliche Aussage: „Mein Patriotismus für Deutschland verstärkt sich in mir nach dem Verhältnis der Örter und Zeiten, statt dass er sich bei anderen Expatriierten schwächte. Ich lerne besser urteilen — da ich unter anderen Nationen wandle, um mich einst besser und ganzer meinem Vaterlande wiedergeben zu können.“²⁾ eher bestätigt als widerlegt. Und auch eine andere Gefühlskomponente dürfen wir dabei nicht aus den Augen verlieren: eine gewisse Ratlosigkeit, ein halbwegs offen gestandenes Minderwertigkeitsgefühl gegenüber der doch schliesslich als überlegen empfundenen französischen Kultur: „Und wem kann ich mich denn mitteilen? Wem Interesse an mir einflössen? Gegen wem mir den Stempel des Ausdrucks geben, der nach der französischen Denkart allein den Menschen von Geschmack und Geist ausmacht? Ton, Anstand, Geschwindigkeit, Wendung! siehe, dahin ist alles geflohen. Armer! wirst du dich mit deiner deutschen Denkart, die mit deiner Muttersprache so zusammengewachsen ist, mit deiner deutschen Langsamkeit dich nicht durch alle französische Litteratur nur durchbetteln müssen? Und in welche Kluft stürzest du dich alsdenn, von Beschämungen, Missvergnügen, unaufgeräumten Stunden, verfehlten Visiten, müssigen Tagen? Wo wirst du einen Freund finden, der mit dir dies Land der Fremde für dich durchreise? Louvre und Luxembourg aufsuche, Tuilleries und Gärten durchpromeniere, dir Bibliotheken und Naturkabinette aufschliesse, dich Künstler und Kunstwerke betrachten lehre? Wo wirst du ihn finden? und wird's ein Franzose oder ein Deutscher sein? — Ferner die französischen Gelehrten kennen zu lernen, wäre es auch nur, wie sie aussehen, leben, sich ausdrücken, bei sich und in Gesellschaft sind! Auch sie nur kennen, bringt Leben in ihre Werke und, wenn nicht einen Stachel der Nacheiferung, so doch ein gutes Exempel, sich wie sie zu betragen. — Endlich die französische Nation selbst, ihre Sitten, Natur, Wesen, Regierung, Zustand; was daraus auf ihre Kultur und Litteratur folge? Was ihre Kultur eigentlich sei? die

¹⁾ M. 388–390.

²⁾ Brief an Nicolai, 30. November 1769.

Geschichte derselben? ob sie verdiene, ein Vorbild Europens zu sein? es sein könne? was der Charakter der Franzosen dazu beigetragen? durch welche Wege sie das Volk von Honnêteté, Sitten, Lebensart und Amusements geworden sind? wie viel sie dabei Wesentlicher verlieren? und es andern Nationen durch die Mittheilung ihrer Narrheit rauben und geraubt hatten! — Ja endlich! sollte sich denn Keiner finden, der mein Freund und mein Muster werde, als Mann von Welt, um seine Kenntnisse recht vorzutragen, in unsrer Welt geltend zu machen, als Mann von Adresse und von Umgange, um auch in den Sachen, für die ich reise, es zu werden und das in meiner Zeit auszurichten, wozu ich da bin? Gütiges Schicksal, gib mir einen solchen, lehre mich ihn kennen! und gib mir Biegsamkeit, mich nach ihm zu bilden! Vor jetzt bin ich schon in Frankreich, ich muss es nutzen; denn gar ohne französische Sprache, Sitten, Anekdoten und Kenntnisse zurückzukommen, welche Schandel!“¹⁾

Wer erkennt hier noch den aggressiven Kritiker wieder? Freilich, die Hauptursache dieser Ratlosigkeit ist denn doch wohl seine mangelhafte Beherrschung der französischen Sprache, die er wiederholt beklagt: „Ich müsste die französische Sprache — in meiner Jugend gelernt haben, um alles Rührende und Melodiöse in ihren Worten zu finden. Ich sehe es aus einzelnen Ausdrücken, die mir eindrucklich werden, aus einzelnen Arien, die ich erst fühlen lernen muss. Jetzt verstehe ich nur Französisch für das Auge, nicht fürs Ohr, fürs Herz!“²⁾; „Dazu besitze ich nicht die Nationalsprachen, wohin ich reise. Ich bin also in Frankreich ein Kind; denn ich müsste Französisch können, um mich geltend zu machen, um alles zu sehen, zu erfragen, kennen zu lernen, um von meinem Orte und aus meinem Leben zu erzählen und also dies auf gewisse Art zu wiederholen und gangbar zu machen. Ich bin also ohne dies alles in Frankreich ein Kind, und wenn ich zurückkomme, eben dasselbe. Französische Sprache ist das Medium, um zu zeigen, dass man in Frankreich gelebt und es genossen hat.“³⁾ Zwei humoristische Stosseufzer: „In Frankreich: alles spricht hier französisch, sogar Piloten und Kinder“ und „Ich verstand weder Pilot noch Wirtin, noch alte Weiber mit alle meinem Französischen.“⁴⁾ Und nur eine hoffnungsvollere Äusserung — die Hoffnung ist nicht in Erfüllung gegangen: „Nun ist also die französische Sprache nach der Mundart der Nation, nach ihrem Ton und Nasenlaut, nach ihrem Geschmack und Schönheit und Genie mein Hauptzweck —

¹⁾ M. 393–395.

²⁾ M. 425.

³⁾ M. 311.

⁴⁾ M. 376, bzw. 395.

und da denke ich in vierzehn Tagen, wie mir mein Freund Berens Hoffnung gemacht hat, in den Ton zu kommen, und mit ihr, wie viel habe ich, insonderheit in Riga, gewonnen! Welche Schande, bei Landräten und Sekretären von Wind und von Geschmack kein Französisch zu sprechen!“¹⁾ Zum Glück ist Herder die Rückkehr nach Riga erspart geblieben.

Offenbar empfand Herder sich noch während der Reise ganz als Bürger Rigas. Macht er sich doch ernstlich Sorgen um ihre gegenwärtige Lage und denkt er sich für die Stadt eine bessere Zukunft aus: „Jetzt, Riga, was ist's jetzt? Arm und mehr als arm, elend! Die Stadt hat nichts, und mehr auszugeben, als sie hat! Sie hat eine dürftige, nutzlose Herrlichkeit, die ihr aber kostet! Ihre Stadtsoldaten kosten und was thun sie? Das Ansehen ihrer Ratsherren kostet ihnen so viel schlechte Begegnung und nutzt nichts, als dass sie sich brüsten und den Bürgern für den Kopf stossen können. Alles reibt sich an der Stadt, Gouverneur und Regierungsrat, Minister und Kronsschreiber. — Übelstand — alles ist gegen einander. Kaiserin und Stadt, Hof und Stadt, Gouvernement und Stadt, Kronsbediente und Stadt, Titelräte und Stadt, Adel und Stadt, Schmarutzer und Stadt, Ratsherren und Stadt — welcher Zustand! — Sie bleibe keine Scheinrepublik, keine *respublica in republica*; aber eine Dienerin mit Vorzügen und Range; wie glücklich, wer das könnte! Der ist mehr als Zwinglius und Calvin! ein Befreier und zugleich Bürger — sind dazu keine Wege möglich? aber jetzt nicht, spät, durch Gewalt am Hofe. Ich bin bei der Stadt gewesen, mit Advokaten, Kanzlei und Rat umgegangen, komme unter die Krone, werde dies Departement kennen lernen, beides untersuchen — soll dies nicht Vorurteil für mich sein? — im stillen arbeiten, und vielleicht bekomme ich einmal ein Wort ans Ohr der Kaiserin!“²⁾ Auch dies ist Patriotismus, Kulturpatriotismus, denn Riga ist zwar seit 1721 eine russische Stadt und Hauptstadt des russischen Gouvernements Livland, aber denn doch eine alte deutsche Stadtgründung (1201), die seit 1282 zur Hanse gehört hatte und noch zu Herders Zeit einen kulturell und sprachlich vorwiegend deutschen Charakter besass. Und das gilt, wenn auch nicht in gleichem Masse, für die ganze Provinz Livland, die ja auch zum alten ostdeutschen Kolonialgebiet gehört und für welche Herder noch viel weiter ausgreifende Pläne zur Reform der Verwaltung und namentlich des Schulwesens entworfen hat: „Livland, du Provinz der Barbarei und des Luxus, der Unwissenheit und eines angemassen Geschmacks, der Freiheit und der Sklaverei, wie viel wäre in dir zu thun! Zu thun um die Barbarei zu zerstören, die Unwissenheit aus-

¹⁾ M. 393f..

²⁾ M. 359f..

zurotten, die Kultur und Freiheit auszubreiten, ein zweiter Zwinglius, Calvin und Luther dieser Provinz zu werden! — was muss ich thun um es zu werden? — Nächte und Tage darauf denken, dieser Genius Livlands zu werden, es tot und lebendig kennen zu lernen, alles praktisch zu denken und zu unternehmen, mich anzugewöhnen, Welt, Adel, und Menschen zu überreden, auf meine Seite zu bringen wissen — Livland ist eine Provinz, den Fremden gegeben! Viele Fremde haben es aber bisher nur auf ihre kaufmännische Art, zum Reichwerden, genossen; mir, einem Fremden, ist's zu einem höhern Zwecke gegeben, es zu bilden! Dazu sei mein geistliches Amt, die Kolonie einer verbesserten evangelischen Religion zu machen: nicht schriftlich, nicht durch Federkriege, sondern lebendig, durch Bildung.“¹⁾; „Und kann ich als [Mann von Welt] erscheinen, was habe ich in Livland als Prediger für Vorzüge und Geltungsrechte! Mit allen umgehen, von allem urteilen zu können, für eine Sammlung von Kenntnissen der polizierten Welt gehalten zu werden! Was kann man mit diesem Scheine nicht thun, nicht ausrichten! Wie viel liegt aber vor mir, diesen Schein des Ansehens zu erreichen und der erste Menschenkenner nach meinem Stande, in meiner Provinz zu werden!“²⁾ Und, aufs Pädagogische fokussiert: „Wie viel Auszeichnendes eine livländische Vaterlandsschule haben könne, was man auswärtig nicht hat. Wie sehr die Wünsche unsrer Kaiserin darauf gehen, und dass zur Kultur einer Nation mehr als Gesetze und Kolonien, insonderheit Schulen und Einrichtungen nötig sind“³⁾; „Dass die Schule, so möglich, National- und Provinzialfarbe bekomme, versteht sich. — Aber ausführen? und warum könnte ich eine solche Stiftung nicht ausführen? War's den Lykurgen, Solonen möglich, eine Republik zu schaffen, warum nicht mir eine Republik für die Jugend? Ihr Zwingels, Calvins, Ökolampadius, wer begeisterte euch? und wer soll mich begeistern? Eifer für das menschliche Beste, Grösse einer Jugendseele, Vaterlandsliebe, Begierde, auf die würdigste Art unsterblich zu sein, Schwung von Worten zu Realien, zu Etablissements, lebendige Welt, Umgang mit Grossen, Überredung des General-Gouverneurs, lebendiger Vortrag an die Kampenhausen, Gnade der Kaiserin, Neid und Liebe der Stadt! — O Zweck, grosser Zweck, nimm alle meine Kräfte, Eifer, Begierden! Ich gehe durch die Welt — was hab' ich in ihr, wenn ich mich nicht unsterblich mache?“⁴⁾

Eine überaus merkwürdige Motivverschlingung: Patriotismus und pädagogischer Trieb, Politik und Menschenliebe, persönlicher Ehrgeiz (ein umfassendes Program zur Reform Russlands fehlt

¹⁾ M. 307f..

²⁾ M. 311f..

³⁾ M. 316.

⁴⁾ M. 351.

nicht ¹⁾) und – unerwartet, aber auch im Vorangehenden unverkennbar — ein religiös-kirchliches Ideal: „Und hier ist ein Feld besonders für mich. Sich vor einer Gewohnheits – und Kanzelsprache in acht nehmen, immer auf die Zuhörer sehen, für die man redet, sich immer in die Situation einpassen, in der man die Religion sehen will, immer für den Geist und das Herz reden: das muss Gewalt über die Seelen geben! oder nichts gibt's! — Hier ist die vornehmste Stelle, wo sich ein Prediger würdig zeigt; hier ruhn die Stäbe seiner Macht.“ ²⁾)

Aber kehren wir zu dem doch wohl zentralsten Anliegen Herders, dem pädagogischen, zurück. Und zwar diesmal nicht zu den allgemeinen Grundsätzen seiner Erziehungslehre, sondern zu der konkreten Auswirkung davon, seinem Ideal einer neuen Schule. Es ist das eine Reaktion gegen die alte Form der „Lateinschule“ und zwar nicht, wie später (1810) bei Wilhelm von Humboldt im Sinne des Neuhumanismus, sondern eher im Geiste des späteren Realgymnasiums. Er geht dabei aus von einer dreistufigen Entwicklung des Schülers, die bei dem namentlich von Neugierde beherrschten Kinde einsetzt, und über das beim Knaben vorherrschende Stadium der Einbildungskraft zu der Periode des Jünglings führt, in der der Enthusiasmus die eigentlich treibende Kraft ist. ³⁾) Das bedeutet zunächst eine energische Beschneidung des Lateinunterrichts: „Nun wird nicht alles der lateinischen Sprache aufgeopfert und ihr gleichsam zuliebe rangieret; nun kann jeder Schüler nach jeder Fähigkeit hoch und niedrig und gerade an seinem Ort sein; nun darf keiner um einer Nebensache willen in allem versäumt werden; das Papistisch-Gotische, das die lateinische Sprache zur Herrscherin macht, wird weggenommen, und alles wird ein regelmässiges, natürlich eingeteiltes Ganze.“ ⁴⁾) „Es wird immer einen ewigen Streit geben zwischen lateinischen und Realschulen; diese werden für einen Ernesti zu wenig Latein, jene für die ganze Welt zu wenig Sachen lernen. Man muss also stückweise fragen. Ist die lateinische Sprache Hauptwerk der Schule? Nein! Die wenigsten haben sie nötig, die meisten lernen sie, um sie zu vergessen. Die wenigsten wissen sie auch auf solchem höllischen Wege in der Schule selbst: mit ihr gehen die besten Jahre hin, auf eine elende Weise verdorben; sie benimmt Mut, Genie und Aussicht auf alles. — Weg also das Latein, um an ihm Grammatik zu lernen; hiezü ist keine andre in der Welt als unsre Muttersprache.“ ⁵⁾)

Diese Ansicht bedingt zugleich eine neue Reihenfolge des sprach-

¹⁾) M. 351–355.

²⁾) M. 316.

³⁾) M. 418; 420f.; 407–410; 333.

⁴⁾) M. 318.

⁵⁾) M. 335–337.

lichen Unterrichts: zuerst die Muttersprache, dann Französisch und Italienisch, danach Latein und erst später das auch von Herder sehr hoch eingeschätzte Griechisch und — eventuell und nur für eine Elite — Hebräisch: „Nach der Muttersprache folgt die französische, denn sie ist die allgemeinste und unentbehrlichste in Europa; sie ist nach unsrer Denkart die gebildetste; der schöne Stil und der Ausdruck des Geschmacks ist am meisten in ihr geformt und von ihr in andre übertragen; sie ist die leichteste und einförmigste, um an ihr einen praegustus der philosophischen Grammatik zu nehmen; sie ist die ordentlichste zu Sachen der Erzählung, der Vernunft und des Raisonnements. Sie muss also nach unsrer Welt unmittelbar auf die Muttersprache folgen und vor jeder andern, selbst vor der lateinischen, vorausgehen. Ich will, dass selbst der Gelehrte besser Französisch als Latein könne! — Wohlan also! mit unserer eignen, nordischen Originalsprache sei die erste lateinische Klasse spät, weil nach der Muttersprache, hinter der französischen und selbst italienischen, wenn es sein kann. — Griechisch endlich ist das unter den Antiken, was Französisch unter Modernen war. — Hier ist die wahre Blume des Altertums in Dichtkunst, Geschichte, Kunst, Weisheit! Welcher Jüngling wird hier nicht der die lateinische Sprache durchschmeckt, höher atmen und sich im Elysium dünken! — In der hebräischen Sprache möchte ich mit Michaelis einig sein, sie gar nicht oder wenigstens müsste sie mit der kleinsten Auswahl getrieben werden, gleichsam der innigste Kreis eines Pythagoras.“¹⁾ Auffallend — für uns — ist die Tatsache, dass überall von Knaben, nirgends von Mädchen die Rede ist und — dass das Englische im Lehrplan ganz fehlt. Beides ist nur kulturhistorisch zu erklären: Herder lebte noch vor der Emanzipation des „Frauenzimmers“ und das Englische gehörte damals noch nicht zu den Weltsprachen.

Revolutionärer noch als diese Umstellung der Schulsprachen ist seine Empfehlung der „direkten Methode“ für den Unterricht nicht nur in der Muttersprache, sondern auch in den Fremdsprachen und sogar im Latein: „So lernt man Grammatik aus der Sprache, nicht Sprache aus der Grammatik. So lernt man Stil aus dem Sprechen, nicht Sprechen aus dem künstlichen Stil. So lernt man die Sprache der Leidenschaft aus der Natur, nicht diese aus der Kunst. So wird's Gang, erst sprechen, d.i. denken, sprechen, d.i. erzählen, sprechen, d.i. bewegen zu lernen; und wozu ist hier nicht der Grund gelegt! Die erste Klasse der Sprache sei alle Muttersprache, die sich mit den vorigen zusammenschlingt und immer eine Arbeit auf eine Seele fortsetze.“²⁾; „das erste Gesetz also: die Sprache soll nicht

1) M. 342–348.

2) M. 337.

aus Grammatik, sondern lebendig gelernt werden; nicht fürs Auge und durchs Auge studiert, sondern fürs Ohr und durchs Ohr gesprochen, ein Gesetz, das nicht zu übertreten ist. Ich weiss, was ich mir für verwünschte Schwürigkeiten in den Weg gelegt, aus Büchern mit dem Auge, ohne Schall und Festigkeit sie zu verstehen und zu verstehen glauben: da bin ich mehr als ein Unwissender. Die erste Sprache ist also eine Plapperstunde. — ich komme aufs Latein. Warum soll man bei dem eine Ausnahme machen, um es nur tot und vereckelt lernen zu wollen? Es ist eine tote Sprache! Gut! Historisch-politisch-nationaltot; aber literarisch lebt sie, in der Schule kann sie leben.“¹⁾; „Weg also Grammatiken und Grammatiker! Mein Kind soll jede tote Sprache lebendig und jede lebendige so lernen, als wenn sie sich selbst erfände.“²⁾

Schon ganz zu Anfang wurde hervorgehoben, wie sehr das Journal schon auf die Schriften der siebziger Jahre vordeutet. Ganz deutlich gilt das für die, wie wir sahen, auf Diderot zurückgehende Entgegensetzung von Gesichtssinn und Tastsinn, als Grundlage für Malerei bzw. Skulptur: „Ich habe z.E. etwas über die Ästhetik gearbeitet und glaube, wahrhaftig neu zu sein; aber in wie wenigem? In dem Satze, Gesicht sieht nur Flächen, Gefühl tastet nur Formen, der Satz aber ist durch Optik und Geometrie schon bekannt, und es wäre Unglück, wenn er nicht schon bewiesen wäre. Bloss die Anwendung bliebe mir also: Malerei ist nur fürs Auge, Bildhauerei fürs Gefühl, eine Entdeckung, die noch immer arm ist und, wenn sie zu sehr ausgedehnt ist, lächerliche Folgen geben kann, wie wir jetzt sind, da wir Gesicht für Gefühl gebrauchen und zu gebrauchen gewohnt sind.“³⁾ Diese Entdeckung wird dann 1774 in der *Plastik* sorgfältig ausgearbeitet. Und nicht weniger hat das Geltung für seine immer wieder variierten Pläne zu einer Geschichtsphilosophie der Kulturwelt: „Grosses Thema: das Menschengeschlecht wird nicht vergehen, bis dass es alles geschehe! Bis der Genius der Erleuchtung die Erde durchzogen! Universalgeschichte der Bildung der Welt.“⁴⁾; „Jahrbuch der Schriften für die Menschheit! ein grosser Plan! ein wichtiges Werk! — O auf dieser Bahn fortzugehen, welch ein Ziel! Welch ein Kranz! Wenn ich Philosoph sein dürfte und könnte, ein Buch über die menschliche Seele, voll Bemerkungen und Erfahrungen, das sollte mein Buch sein! — eine Geschichte der menschlichen Seele überhaupt in Zeiten und Völkern! Welch ein Buch! —

¹⁾ M. 343–345.

²⁾ M. 411; allerdings heisst es M. 346: [die erste lateinische Klasse] „fange zwar nicht mit Sprechen (denn das Genie ist zu verschieden), aber mit lebendigem Lesen an“.

³⁾ M. 401f..

⁴⁾ M. 297.

ein Buch zur menschlichen und christlichen Bildung liefern, das sich wie ein Christ in der Einsamkeit u.s.w. lesen lasse, was empfunden werde, was für meine Zeit und mein Volk und alle Lebensalter und Charaktere des Menschen sei! — Das wird bleiben! — Ein Buch zur menschlichen und christlichen Bildung!“¹⁾; „Man sieht, dass hier nichts von unsrer Geschichte bleibt: keine Reihe von Königen, Schlachten, Kriegen, Gesetzen oder elenden Charakteren; alles nur aufs Ganze der Menschheit und ihrer Zustände, der Völkerwanderungen und Einrichtungen, Religionen und Gesetze und Denkart, Sprachen und Künste — lauter Hauptbegriffe.“²⁾; „ein Werk über die Jugend und Veraltung menschlicher Seelen zu erdenken. — Der Plan entstand mir schon in Riga — Die Begriffe sammelten sich: es sollte eine Abhandlung in die Königsbergische Zeitungen werden, und wurde nicht, wie viel andre Plane meines Lebens. — Der Plan ward lange umhergewälzt, und es ging ihm also wie bei allen Umwälzungen: zuerst werden sie grösser, nachher reiben sie sich ab.“³⁾ Aber auch hier hat Herder sich als ein schlechter Prophet erwiesen, diesmal zum Glück: zwischen 1773 und 1791 ist es ihm gelungen, diesen kühnen Plan zu verwirklichen.

So sieht also das vielbesprochene, leider ausserhalb der Fachwissenschaft allzu wenig gelesene *Reisejournal* aus, ein historisch überaus wichtiges, gedankenreiches, zukunftsträchtiges Entwicklungsdokument, ein in gewissem Sinne „modernes“ Manifest, das leider ohne direkte Wirkung geblieben ist: erst 1846 ist es im Druck erschienen. Auch für unsre Vorfahren, die Holländer des achtzehnten Jahrhunderts, ist das in retrospektiver Sicht zu bedauern, denn es enthält eine, freilich wenig schmeichelhafte und hoffnungsvolle Charakteristik unseres Vaterlandes, die ihnen gewiss zu denken gegeben hätte: „Holland, dies Wunder der Republik, hat nur eine Triebfeder, Handelsgeist, und dessen Geschichte möchte ich lesen. — Holland ist auf dem Punkte, zu sinken; aber natürlicherweise nur allmählich. — Dieser Verfall ist kaum mehr vermeidlich, die Gestalt Europens ist zu sehr darnach eingerichtet, dass sie ihn fodert; und Holland sinkt durch sich selbst. Seine Schiffe gehen umsonst; die Preise der Kompagnie fallen; die Republik ist weniger in der Wage Europens und muss dies Wenige bleiben, sonst wird sie noch mehr sinken. — Es wird also einmal und vielleicht schon bei meinen Lebzeiten eine Zeit sein, da Holland nichts als ein totes Magazin von Waren ist, das sich ausleert und nicht mehr vollfüllen mag und also ausgeht, wie eine Galanteriebude, die sich nicht

1) M. 313f..

2) M. 326.

3) M. 406f..

ersetzen will. Der Geldwechsel wird noch länger als der Warenhandel dauern. — In diesem Betracht aber kann es sich noch lange erhalten; denn einmal ist doch vor ganz Europa eine Geldwechslerin nötig; diese muss eine Republik sein, liegen, wie Holland liegt, mit dem Seedienst verbunden sein, die Genauigkeit zum Nationalcharakter haben, und siehe! das ist Holland! Republik, in der Mitte von Europa, für die See geboren, arbeitsam und nichts als dieses, genau und reinlich wie im Gelde so in der Rechnung; es wird lange Wechslerin bleiben, was ist's denn aber als dieses allein? — Alles ist in Holland zu Kauf: Talente, und die werden also Fleiss; Gelehrsamkeit, und die wird Fleiss; Menschheit, Honnêteté, alles wird vom Kaufmannsgeiste gebildet; — doch ich will erst Holland sehen! — und zum Übersehen des Genies oder zum Gedächtnislernen des Krams der Gelehrsamkeit ist das, glaub' ich, das erste Land.”¹⁾ Kein übermässig erfreuliches Bild! Halb richtig und halb schief. Aber wir haben wenigstens einen Trost: Bonhomme vit encore. Und noch einen, freilich sehr magern „Trost“: das Realgymnasium taucht am Horizont auf!

Das „Journal“ findet sich im 4. Bande der kritischen Ausgabe von Herders Sämtlichen Werken, her. v. B. Suphan (Berlin 1877-1913).

Von den zahlreichen neueren — meist etwas gekürzten — Ausgaben nenne ich speziell die von Th. Matthias in Herders Werken (Bibliographisches Institut, Leipzig-Wien 1903, I. Band, 287-427), die von O. und N. Braun in J. G. Herder, Ideen zur Kulturphilosophie (Leipzig, Insel, 1911, 25-117) und die von H. Kindermann in Deutsche Literatur, Reihe Irrationalismus (6. Band, Leipzig 1935, 53-148). Ich zitiere nach der relativ vollständigsten, der von Matthias (M).

Auswahl aus der sehr umfangreichen Literatur:

- R. Haym, Herder nach seinem Leben und seinen Werken dargestellt, Berlin 1880-1885,² Leipzig 1936, I, 313-354.
 E. Kühnemann, Herder, München 1895,³ 1927, 78-112.
 H. A. Korff, Geist der Goethezeit I, Leipzig 1923, 74-83.
 W. Koeppen, Herders Reisetagebuch vom Jahre 1769, Diss. Greifswald 1926.
 Ruth Frank, Herders Frankreich-Erlebnis, Diss. Hamburg 1933.
 W. Rasch, Herder, sein Leben und sein Werk im Umriss, Halle/Saale 1938, 50-64.
 F. McEachran, The Life and Philosophy of J. G. Herder, Oxford 1939, 27-29.
 K. G. Gerold, Herder und Diderot, Diss. Frankfurt a.M. 1941.
 B. von Wiese, Der Philosoph auf dem Schiffe (Herder), Wirkendes Wort 4, 209-220 (1954).
 R. Mortier, Diderot en Allemagne, Paris (P.U.F.) 1954, 24-27, 98-107, 154-159, 342f, 348-350.

¹⁾ M. 361-363.